

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 23

Artikel: Er und Sie und das Paradies [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637708>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Seepferdche in Wort und Bild

Nr. 23 — 1917

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

9. Juni

□ □ Dunkles Rätsel. □ □

Von Hans Wagner.

Wir sind nicht, die wir sind
Mit Lachen oder Weinen.
Ein dunkles Rätsel geht
Durch unser Sein und Scheinen.

Denn unser Wesen birgt
Sich hinter Schloß und Türen,
Wo Geister Wache stehn,
Die Flammenfchwärter führen.

Und nur zuweilen tönt
Ein Ruf aus fernen Räumen,
Und ein urewig Reich
Erwacht in unsern Träumen.

□ □ Er und Sie und das Paradies. □ □

Roman von Lisa Wenger.

Nach dem ersten Akt, den Lis atemlos verfolgt, Mary kaum beachtet hatte, standen die beiden jungen Frauen auf. Es kam das für sie wichtige Zwischenspiel, bei dem sie selber mitwirken wollten. Sie gingen in den Erfrischungsraum, setzten sich an einen der kleinen achteckigen Tische und bestellten sich Limonade und Kuchen. Die Ferngläser ruhten. Dafür gingen ihre Eigentümer langsam an dem Tischchen vorbei und ließen es sich angelegen sein, Lis von der Bewunderung, die sie erregte, zu überzeugen. Sie wurde rot und wieder rot, aber sie freute sich doch über die wenig diskreten Huldigungen. Da fiel ein langer Schatten über den kleinen Tisch und Direktor Hellebede begrüßte die Damen.

„Sie sind allein gekommen?“ fragte er erstaunt nach den paar ersten Höflichkeitsbezeugungen. „Ohne Ihren Mann?“

„Ach, er hatte Singprobe und blieb zu Hause,“ sagte Lis so seelenvergnügt, daß niemand auf den Gedanken gekommen wäre, daß sie auf der Bank mit den roten Herzen so bitterlich oder eigentlich zornig geweint hatte.

„Wie gefällt Ihnen die Vorstellung?“ fragte der Direktor.

„Es ist mir, als sähe ich ein ganz neues Land,“ sagte Lis. „Es ist mir, als gehe ich um lauter Edén und es begegne mir jedesmal etwas Unerwartetes.“

„Wie erst würden Sie sich freuen, wenn Ihr Gemahl oben stünde und sänge,“ lachte Hellebede. „Wenn er den Heinrich von Ofterdingen sänge und all die tausend Hände spendeten ihm Beifall und die Kränze flögen ihm zu?“

„Ach, bitte, schweigen Sie,“ rief Lis lächelnd. „Dazu kommt es nie. Martin will nicht.“

„Und Sie sind eine so junge und schöne Frau und sollten es nicht verstehen, seinen Willen in das Gegenteil zu verkehren?“ meinte Hellebede. „Sie sollten kein Mittel haben, um den Phönix, wie ihn Bianchi nennt, auf die Bühne zu bringen? Das glaube ich Ihnen nicht. Gehen Sie ein wenig bei Frau Mary zur Schule.“

„Rennen Sie sie denn?“ fragte Lis.

„Wer kennt sich hier nicht?“ fragte der Direktor, dessen große, aber wässrige Augen denen Marys begegneten. „Gewiß kennen wir hier alle Frau Mary und sie würde uns sehr fehlen, lägen ihre schönen Hände nicht mehr auf der Brüstung ihrer Loge.“

„Eine exquisite Schmeichelei,“ lachte Mary, „besonders fein, als es die einzige ist, die Sie anbringen können, denn was sollten Sie sonst loben?“

„Vielleicht Ihr Herz,“ lächelte der Direktor. Savion trat an die Damen heran. Dieselben Fragen, die gleichen Antworten, farblos und inhaltlos.

„Der Herr Gemahl nicht anwesend? Wollte den Heinrich nicht singen hören? Fabelhaft, daß es hier nichts Rechtes zu essen gibt. Was tue ich mit ein paar Schinkenbrötchen?“

„Aber man kommt doch nicht hieher, um zu essen,“ sagte Lis erstaunt.

„Zu was denn sonst? Die Meistersinger Kenne ich auswendig, die Damen auch. Wenn nicht von Zeit zu Zeit eine neue Sonne aufginge, man käme im Theater um.“

Lis wurde böse.

„Verderben Sie mir nicht die Freude. Es gibt nichts Herrlicheres als hier zu sitzen und zuzuhören.“

„Und gesehen zu werden,“ murmelte Savion, aber Hellebede war klüger.

„O ja, es gibt Schöneres. Seinen eigenen Mann auf der Bühne zu sehen, in einem Kreis von Bewunderern zu sitzen, jeden Abend eingeladen zu werden, vor dem Tor einen Wagen vorzufinden voll Blumen und Kränze . . .“

„Hören Sie auf,“ rief Lis. „Und nun möchte ich Ihnen noch einmal für die Rosen danken. Ach, was für herrliche Rosen waren es.“

„Mögen Sie Blumen?“

„O, gewöhnliche Blumen habe ich selbst. Aber geschenkte Blumen, ich meine, aus einem Blumenladen, mag ich furchtbar gern.“

„Sie sollen sich noch oft freuen,“ sagte der Direktor. „Damit Sie das Theater nicht vergessen.“ Es läutete. Die Herren verabschiedeten sich und Lis und Mary glitten durch die Menge an ihre Plätze. In der vordersten Loge saß Bianchi mit Sorella. Sein gefürchtetes, interessantes Gesicht mit den lebhaften kohlenschwarzen Augen und den scharfen Lichtern darin beherrschte alles rings umher. Sorella war sein Folie. Sie glich einem altfranzösischen Pastell mit ihrem schönen grauen Haar und ihrem schmalen, zarten Gesicht. Die feinen Hände lagen in gelblichen Spitzen eingebettet auf der Brüstung. Sie bewegte sie selten. Bianchi dagegen fuchtelte unaufhörlich mit den seinen herum. Jetzt deutete er, seiner Meinung nach unbemerkt, auf Lis. Als sie ihn sah, nickte er heftig zu ihr hin und machte allerlei Bewegungen, die fragen sollten, ob Martin nicht da sei. Sie schüttelte den Kopf und lachte ob seines Grimassen. Aber jedermann hatte gesehen, daß der Berühmte mit der jungen Frau sehr bekannt sein mußte, und jedermann sah nach ihr hin mit den eigenen Augen oder mit den Gläsern, und jedermann beneidete Lis um des Meisters Freundschaft. Frau Mary aber sonnte sich im Glanz ihrer Freundin. In der nächsten Pause suchten die beiden Damen Sorella und den Meister in ihrer Lage auf und gefragt und geantwortet wurde wie unten, so auch jetzt.

„Sahen Sie den Direktor?“ fragte Bianchi.

„Oh gewiß. Und wissen Sie, daß er mir Blumen sandte?“ Der Meister lachte.

„Er macht seine Sache gut,“ sagte er und zündete sich eine Zigarette an, die er unter der Brüstung verstellt hielt und von Zeit zu Zeit hinter der hohen Hand rauchte. Seine Nachbarn kannten die kleine Uebertretung, deren er sich schuldig machte, aber sie lächelten und taten, als merkten sie nichts, denn es war ein berühmter Mann, der sie sich erlaubte. Sorella sagte ein paar freundliche Worte zu Lis, ein paar Worte zu Mary und die Besucherinnen verabschiedeten sich.

Nach der Vorstellung nahm Mary einen Wagen und Lis bezahlte ihn, obgleich sie wußte, daß ihr Haushaltsgeld für die Woche nicht reichen würde. Sie tröstete sich, daß sie einen Ausweg finden würde, und stieg vergnügt bei Mary aus dem Wagen.

Es erhob sich nun in Marys Wohnzimmer ein lustiges Plaudern und Lachen, ein Necken, wer am besten gefallen und am meisten Aufsehen gemacht, und die beiden, die sich

früher nicht viel zu sagen hatten, saßen nach Mitternacht noch in ihren langen Nachthemden beisammen und besprachen ihre Erlebnisse, das heißt Lis' Erlebnis, denn Mary war weder ein Theaterbesuch, noch eine Plauderei mit dem Direktor oder Savion neu. Im Gegenteil. Daß sie aber dem Meister und der Sorella vorgestellt worden, das rechnete sie Lis hoch an. Ihre Heirat mit dem reichen Merz erlaubte ihr, sich jede Phantasie zu gestatten, die sich allerdings gewöhnlich im Rahmen von Vergnügungen sehr erreichbarer Art hielten. Bianchi kennen zu lernen, war ihr aber bis jetzt nicht gelungen.

Lis sprudelte alles heraus, was sie auf dem Herzen hatte. Sie erzählte von Martin. Einmal voll Zärtlichkeit, ja Verliebtheit, dann wieder mit einem Schatten von Ungeduld und einem Nest von Zorn, der irgendwo in ihrem Herzen nistete. Ganz erfüllt war sie von ihren neuen Freunden und ihr Denken und ihre Wünsche kannten nur mehr ein einziges Ziel, das, wenn es erreicht war, ihren Tagen Glanz und Leben verleihen würde.

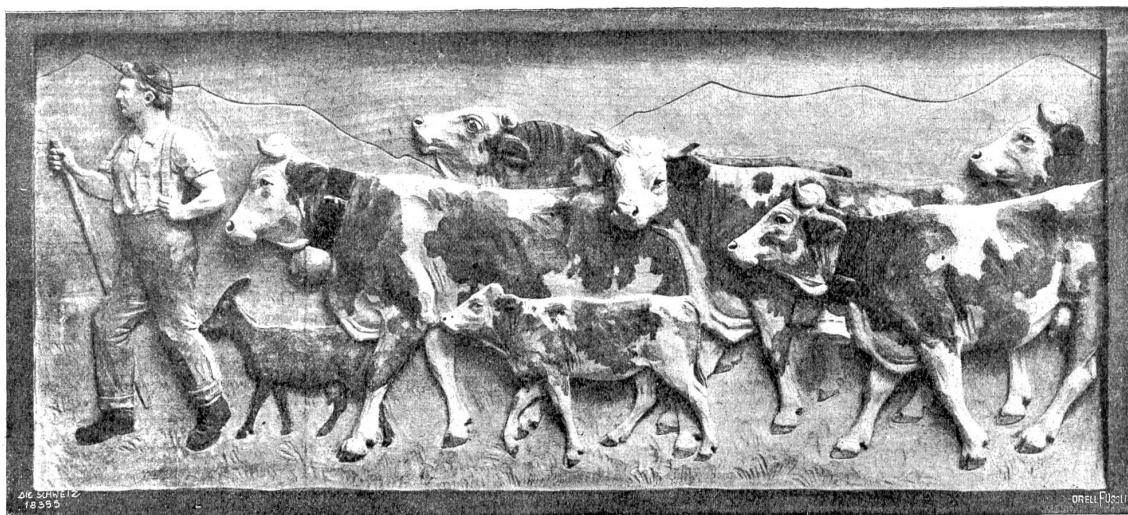
Als sie am Morgen erwachte und die gestrichenen Blumen und Arabesken auf ihrem Kopfkissen fühlte, über die seidene Decke strich und die neumodische Tapete in ihrem Zimmer bewunderte, stieg der Wunsch nach Reichtum und Ansehen brennend in ihr auf. Sie sprang aus dem Bett. Sie wollte heim, sie wollte Martin erzählen, was sie gesehen und erlebt. Sie konnte es nicht erwarten, ihm ihre Augen zu leihen, damit er sahe, wie sie sah.

Der zierliche Frühstückstisch entzückte sie von neuem. Die silberne Teekanne und der Brotkorb schienen ihr jedes Opfers würdig, und sie sagte sich, daß, wenn sie Herrin von so viel Glanz wäre, sie nie mehr traurig sein könnte. Geröstetes Brot, Marmelade, Eier, holländischer Käse, alles lag da auf Kristall und Porzellan, und ihre Freundin Mary stieg lerchenhaft hoch in ihrer Achtung. Auch Lis gedachte diese Freundschaft für ihre Zwecke zu benützen. Unter Küsse und Umarmungen nahmen die Freundinnen von einander Abschied. Eingeladen wurde aber Mary vorsichtigerweise nicht von Lis, dazu war später die richtige Zeit, wenn sie nicht mehr im Lehrerhaus saß.

Mit offenen Armen empfing Martin Lis an der Bahn. „Die Uhr wollte nicht vorwärts rücken,“ sagte er zärtlich. „Ich habe geglaubt, ich könne es nicht erleben, bis du wieder kommst. Süße Lis, kleiner Vogel, bist du gern ins Nest zurückgeflogen?“

„Oh, sehr gern,“ rief Lis, drückte ihre Wangen an die Martins und küßte ihn. „Du bist ja so lieb. Und so gut.“ Es gefiel ihr nun doch wieder sehr in ihrem Häuschen. Es glänzte auch bei ihr. Fröhliche Farben schimmerten, Blumen und Bücher waren da. Die Bücher las zwar Martin, aber was tat das? Die bunten Rücken und goldenen Buchstaben stimmten zu der Decke auf dem Tisch und den Vorhängen, und dann hatte sie einen Mann, der sie über alles liebte, während Mary sich allein die Zeit vertreiben mußte, denn deren Mann war stets auf Reisen. Und von Liebe sei keine Rede, hatte Mary gesagt.

Lis, die das Herz voll Pläne und Erwartungen, Freude und Liebe hatte, lief durchs Zimmer und jauchzte laut auf. Martin fing sie in seinen Armen auf und hob sie in die Höhe. „Oh du herzige japanische Nachtigall, du Trillerfatz du.“



Der Alpaufzug.

Das Holzrelief stammt aus der Brienzerschnitzlerschule, die 1884 gegründet wurde und, von Bund, Kanton und Gemeinde gefördert, heute gewissermaßen die Zentralstelle der gesamten oberländischen Holzschnitzerei ist. Von jeher pflegte diese Kunst die Darstellung einheimischen Lebens. Unter dem Einfluß der Schnitzlerschule vertieften viele Brienzerschnitzler ihre Kunst und zahlreiche Arbeiten von Hans Huggler, Peter Huggler und andern wollen als vollgewichtige plastische Kunstwerke gewertet sein.

Hand in Hand gingen sie durch den Garten und Lis pflückte händevoll der blutroten Salvien und stellte eine davon Martin ins Knopfloch. „Der Ritter trägt die Farbe seiner Dame,“ rief sie übermütig. Er nahm ihre Hand.

„Eigentlich wollte ich lieber, blau wäre deine Farbe,“ sagte er.

„Ah was, blau. Blau ist langweilig. Der ganze Himmel ist blau.“

„Eben darum,“ meinte Martin. „Du bist mein Himmel und mein blaues Wunder und meine blaue Blume.“ Da schüttelte sie heftig den Kopf und lachte dazu. Er wußte nicht, warum sie lachte, noch warum sie den Kopf schüttelte, aber was sie tat, erschien ihm reizend. — — —

Defters und immer öfters fand Lis den Weg zur Stadt. Sehr oft traf es sich, daß die Karten, welche ihr zugesandt wurden, am Donnerstag gültig waren und sie ohne Martin gehen mußte. Stets wurde sie von ihrer Freundin erwartet, ein für allemal fuhren sie zusammen zur Oper, ein für allemal trafen sich der Direktor, Savion und dessen Freunde und die hübschen Frauen im Erfrischungsraum. Martin ließ sich nachher erzählen, was Lis erlebt, gedacht, gesehen und gehört hatte. Diese Erzählungen wurden bunter von Mal zu Mal. Da und dort ließ sie etwas weg, hie und da fügte sie hinzu, was ihr das Gemälde ihrer Freuden glänzender und vollendet erscheinen ließ. Martin hatte dabei das Gefühl, als gehöre sie an jenen Tagen nicht zu ihm oder als zähle sie sich nicht als zu ihm gehörig. Er empfand es schmerzlich, daß er an so vielem nicht teilnehmen konnte, was sie bewegte. Er liebte sie so sehr, daß es ihm ein wahrer Kummer war, nicht miterleben zu können, was sie freute.

Oft kam eine unbestimmte Angst um Lis über ihn, eine Angst, ihre Liebe möchte sich verflüchtigen. Diese Bangigkeit machte ihn für den ganzen Tag ruhelos, bis er sich mit Aufbietung aller Kraft zwang, ruhig und fröhlich zu denken. Er wollte es aber versuchen, sie nach und

nach von ihrer Freundin zu trennen, die ihm oberflächlich und leichtsinnig schien nach allem, was Lis erzählte . . .

An einem Mittwoch, als Lis in der Stadt war, benutzte er den Nachmittag, um Sepp zu besuchen. Er ging zu Fuß. Die zwei Stunden schienen ihm nicht lang, denn es war viel fröhlicher Schnee gefallen und lag glänzend auf Dächern und Fluren. Überall klingelten die Schlitten und sah man die langen Spuren der Skiläufer. Es wimmelte von vergnügten Menschen; kein Hügel, von dem es nicht jauchzend heruntersauste, keine Landstraße, auf der nicht die Pferde mit roten Federbüscheln vor hübschen Schlitten klingelten. Da und dort lagen eingefrorene Seelein zwischen den Dörfern, auf denen die Städter sich tummelten in grünen und gelben und roten und blauen Jacken und Mützen. Wie ein wogendes Feld hinter Blumen sah es aus. Martin, der ein guter Schlittschuhläufer war, freute sich, mit Lis auszufliegen oder sie auf seinen Schlitten zu nehmen und mit Jauchzen den nahen Schlittweg hinunterzufahren. Seine blauen Wangen waren rot und seine großen Augen voll frohen Glanzes, als er bei Sepp ankam, der am Ofen saß und sich die Hände wärmte, die ihm beim Holzen erstarrt waren.

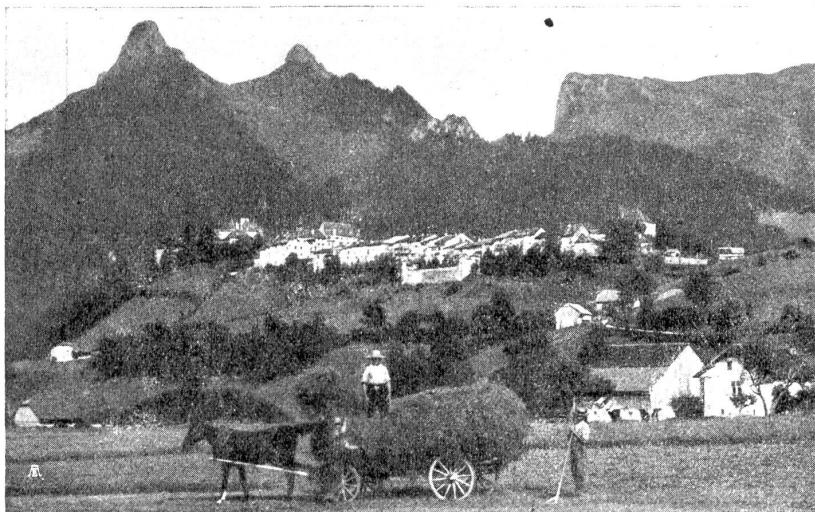
„Sieht man dich auch wieder einmal, Martin,“ fragte der Alte. Martin schien es, als unterdrücke Sepp einen Vorwurf. Er sah, daß Sepps Haare weiß geworden waren, und als er an seinem Stuhl herumbastelte, merkte Martin, daß das Messer in seiner Hand zitterte. Sepp wurde alt.

„Ich werde alt,“ sagte er fast im selben Augenblick, da Martin es dachte. „Und ich werde allein alt.“ Das tat Martin weh. Sepp hatte seine Einsamkeit noch nie beklagt.

„Sepp,“ bat er, „zürne mir nicht. Ich läme gern viel öfters, aber ich brauche einen ganzen Nachmittag dazu und habe selten ein paar Augenblicke für mich.“

„Ja ja,“ sagte Sepp gutmütig und doch mit ein wenig Spott in den Augen. „Du mußt singen und üben, die Frau Lis will dich ja aufs Theater bringen.“ Martin fuhr zurück.

„Wer sagt das?“



Gruyères: Das wehrhaft angelegte Städtchen, überhöht vom Schloss. Von links nach rechts die charakteristischen Silhouetten der Dent du Broc, Dent du Chamois und Dent de Bourgoz.

„Wer? Alle. Das wissen doch alle im Dorf und haben Respekt vor dir, denn du sollst ja damit Millionär werden.“ Martin fuhr sich über die Haare.

„Das ist dummes, einfältiges Gewäsch,“ sagte er zornig.

„Möglich.“ Sepp schnitt weiter. „Es sollte mich aber wundern, wenn nicht Wahrheit dahinter stecke. Was die Lis will, hast du, so lange du lebst, oder so lange sie lebt, immer getan.“

„Aber das tue ich nicht,“ sagte Martin bestimmt.

„Weibeswill überwindet Manneswill,“ sagte Sepp.

„Ja, du wirfst's wissen,“ lächelte Martin ein wenig spöttisch.

„Muß man alles selber erlebt haben, um es zu wissen?“ fragte Sepp. „Das Eichhörnchen kenne ich. Martin, wenn du glücklich bleiben willst, so tue, was das Eichhörnchen will.“

„Wie geht's dir eigentlich, Sepp?“ lenkte Martin ab.

„Mit dem Herzen will's nicht so recht gehen,“ sagte Sepp. „Ich bin bei einem Doktor gewesen und bei einem Advokaten.“

„Warum?“

„Ich habe mein Testament gemacht.“ Da lachte Martin, wie er als Junge gelacht, und Sepp lachte mit.

„Lach' nicht,“ sagte er. „Sieh, mein ganzes Leben habe ich zusammengetragen, was mir wertvoll schien. An der Holzsammlung habe ich jahrelang gearbeitet, meine Mineralien sind mir lieb, vieles Seltsame habe ich. Da möchte ich nun nicht, daß es verschleudert und zerstreut würde, und darum habe ich mir einen ausgefuchst, der alles bekommen soll und der es vielleicht in Ehren hält. Und das bist du.“ Martin sah erstaunt auf.

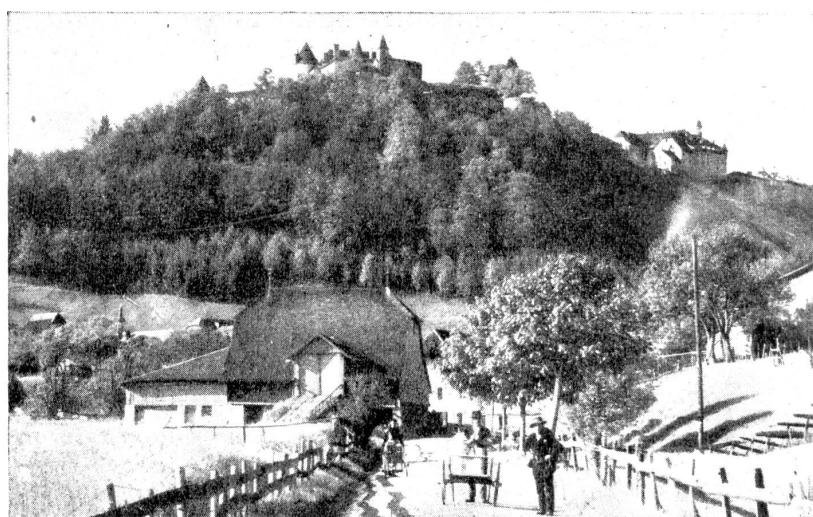
„Ich habe niemand auf der weiten Welt. Du bist mir der nächste. Es ist ja auch gar kein Geschenk, es ist eine Bitte an dich. Wirf die Sachen nicht weg, wenn ich tot bin. Für dich und deine Schulkinder habe ich das alles zusammengestellt, denn Bildung, Martin, ist das Höchste. Das ist die Leiter, auf der unser Volk hinaufsteigt. Das freut mich noch im Tode, wenn ich mir sagen kann, ich hätte einen ganz kleinen Teil dazu beigetragen. Und mein Häuschen sollst du auch haben. Kannst ja im Sommer mit dem Eichhörnchen hier herauskommen, und ihr könnt euch Kaffee kochen und den Tag hier zubringen. Es ist schön hier.“ Sepp wies auf drei Regale an der Wand. „Sieh, da steht alles, was ihr braucht. Eure Kinderchen können hier spielen, haben einen Unterschlupf.“ Martin dankte Sepp ergriffen. Er hatte das Häuschen lieb gehabt und seine halbe Kindheit darin verbracht.

(Fortsetzung folgt.)

■ ■ ■ Gruyères. ■ ■ ■

Ein kleines Photographiealbum liegt vor mir; es trägt die Aufschrift „Gruyères“ und enthält ein Dutzend Bilder dieses reizvollen und malerischen Bergstädtchens. Wie viele Erinnerungen an glücklich verlebte Wandertage weckt es in mir auf! Vom leuchtend blauen Genfersee her stiegen wir hinauf zum Freiburgerland; schöne Schlösser und alte Landstädtchen lagen an unserem Weg. Die Krone aller aber ist Gruyères. Da liegt es im Bild vor mir, ein Grüpplein niedlicher Häuschen, eines eng an das andere geschmiegt auf dem breiten Rücken eines grünen Hügels. Auf der höchsten Hügelkante steht das feste Schloß mit seinem mächtigen Dach und seinen starken Ecktürmen; wie eine sorgliche Henne über ihre Küchlein, so hält es über die weißen Häuser des Städtchens die Wacht. Das Ganze ist überragt von der mächtigen zweihöckrigen Dent de Broc, deren gründunkle Weiden- und Wälderflanken den Hintergrund bilden, auf dem sich das weißleuchtende Städtchen wundervoll abhebt.

Wir steigen den geschlängelten Hügelweg hinauf und gelangen, zuletzt auf holprigen Pflastersteinen schreitend, zum



Gruyères: Blick auf Schloss und Stadt, von Epagny aus.